

Politikberatung in Frankreich tätig, verfaßt, in ihrer Argumentation nicht so gänzlich neu, wie es die Einleitung verspricht. Die „Ökonomie“ kriegerischer Gewalt ist ja spätestens seit Marx kein unbekanntes Thema. Auch ist sie an anderer Stelle bereits auf der Grundlage von Konzepten und Begriffen behandelt worden, die im Vergleich zu den Beiträgen in dem hier zu besprechenden Buch in theoretischer Hinsicht anspruchsvoller sind und die deswegen unabhängig von ihrem „Wahrheits“-Gehalt wichtige Denkanstöße geben können. Georg Elwerts Konzept des Gewaltmarkts wäre ein Beispiel. Anregend bis hin zur Provokation und für den Leser, der sich über verschiedene Konfliktgebiete in der gegenwärtigen Welt einen Überblick verschaffen will, hochgradig informativ ist der vorliegende Band dennoch allemal. Dies liegt daran, daß die „Ideologie“ nun nicht einfach, wie der Titel des Buchs etwas mißverständlich suggerieren könnte, durch die „Ökonomie“ als Ursache kriegsartiger Gewaltkonstellationen ersetzt wird. Im Vordergrund des Interesses steht vielmehr die wirtschaftliche Dimension der (bürger-)kriegsartigen Handlungen, weil jede bewaffnete Bewegung, so die plausible Ausgangsthese, will sie Kriege über einen auch nur ein wenig längeren Zeitraum führen, eine Reihe materieller Probleme lösen muß, die sich als ökonomische Zwänge darstellen. Diese These erweist sich bei der Betrachtung ganz verschiedener Fälle, die von Kambodscha über Afghanistan und den Libanon bis nach Bosnien und Lateinamerika reichen, als fruchtbar. In konzeptioneller Hinsicht am meisten bietet dabei der einleitende Beitrag von *Jean-Christophe Rufin* über die „Kriegswirtschaft in internen Konflikten“, in dem er kriegswirtschaftliche Organisationsformen danach unter-

scheidet, ob sie sich auf der Grundlage geschlossener Kriegswirtschaften strukturieren wie im Fall der meisten „klassischen“ Guerillabewegungen oder aber ob es sich um offene Kriegsökonomien handelt bis hin zur „revolutionären“ Nenerung der Nutzung humanitärer Schutzgebiete durch Aufstandsbewegungen. Weil *Rufin* konsequent dem Kriterium treu bleibt, bewaffnete Bewegungen nach dem Muster der räumlichen Ent- oder Verflechtung lokaler Kriegsökonomien einzuteilen, nicht aber nach ihren Motiven, Zielen oder Bekundungen, betreibt er eine ernüchternde Reinterpretation zeitgenössischer Guerilla- und Aufstandsbewegungen. Bleibt nach der Lektüre des Bands abschließend zu fragen, ob die Reduzierung einer Gewalt Handlung auf die Organisationsmuster einer Kriegs- oder Raubökonomie nicht neue Einseitigkeiten bei der Betrachtungsweise schafft. Oder um im ökonomischen Jargon zu bleiben: Kriegshandlungen schaffen Angst, und die „Angstbewirtschaftung“, so der Soziologe Norbert Elias in seinem Büchlein „Über die Einsamkeit der Sterbenden“, ist eines der wichtigsten Mittel, um Herrschaft von Menschen über Menschen aufzubauen. Davon findet sich in diesem Band aber nichts.

Michael Riekenberg

**Andreas Eckert, Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel. Douala 1880-1960 (Beiträge zu Kolonial- und Überseegegeschichte Bd. 70), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, 504 S.**

Die Stadt als Gegenstand historischer Afrikaforschung erfreut sich erst in jüngerer Zeit größerer Beliebtheit. Aus klassischer anthropologischer Sicht war

sie nie interessant genug; das wahre, ursprüngliche Afrika mußte sich in normativer Setzung weitab von dieser kolonialen Einrichtung in irgendeinem Dorf befinden und konkret während der „Feldforschung“ (sic!) dort auch finden lassen. Die Erforschung einer vermuteten Ursprünglichkeit – häufig auch die Suche nach den Traumbildern des eigenen Exotismus – war notgedrungen entbehrungsreich und daher per se schon als Pioniertat geachtet. Der „Asphalthistiker“ dagegen wurde gerne hochmütig belächelt. Aus heutiger Perspektive ist diese Sozialromantik nicht mehr zu rechtfertigen. In Kamerun leben heute weit über 40% der Bevölkerung in Städten, das politische Leben spielt sich vor allem hier ab und eine Reihe von Konflikten (zumal ethnischer Färbung) entstehen zuvorderst in der Stadt. Dies ist noch nicht einmal eine jüngere Entwicklung, wie man bei *Eckert* nachlesen kann. Redliche Geschichtsschreibung sagt ganz bewußt immer auch etwas über die Zeit ihrer Entstehung aus, über Interessen der damals und heute Lebenden und über zeitgenössische und aktuelle Debatten. Dies kann mit dem Blick auf einen städtischen Raum und die dort verfügbaren Quellen weit leichter geschehen als mit Blick auf die Fiktion „des“ afrikanischen Dorfes.

Douala war als „klassischer“ Fall einer Kolonialmetropole ein Ort sowohl der Zuwanderung, als auch eines administrativen sowie kommerziellen Bedarfs an Land – und somit auch der Konflikte um dieses zentrale Produktionsmittel. In einer solchen Stadt war der Kontakt zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten notwendigerweise ungewöhnlich intensiv; dies spiegelt sich auch in den vorhandenen Quellen zur Landfrage. Eine eingehendere Untersuchung auf der Basis eines breiten Aktenstudiums bietet sich also an.

Aussagen zur kolonialen Stadt existieren bereits in Vielzahl, geraten aber oft impressionistisch und vage, während hier die Kärnerarbeit im Archiv auf Vollständigkeit hin angelegt ist. Eckerts Anspruch geht aber sehr viel weiter, als lediglich das durchaus vorhandene Wissen zum Gegegenstand zu vermehren: Er möchte über den engen thematischen und geographischen Rahmen hinaus Probleme und Angebote der Geschichtsschreibung zu Afrika verständlich machen, was ihm an vielen Stellen eindrucksvoll gelingt. Tatsächlich erweist sich so das Thema als geeignet, um die rechtlichen, ökonomischen, politischen und gesellschaftlich-kulturellen Sphären einer kolonialen Gesellschaft über den Zeitraum von 80 Jahren in ihrem Zusammenspiel zu beleuchten. Breiter Raum wird außerdem der Verdeutlichung methodischer Probleme eingeräumt. Der äußerst quellenkritische Zugang gestattet dem Autor denn auch selten nur plakative Aussagen, so daß in den Wertungen relativierte oder tendenzielle Aussagen vorherrschen.

Das vorliegende Werk behandelt vier verschiedene Epochen: Ein Kapitel (Kapitel 2) ist dem vorkolonialen Leben der Dnala unter besonderer Berücksichtigung des gewohnheitsrechtlichen Zugangs zu Land gewidmet. Dies ist für die Einordnung der folgenden Ausführungen von Belang, wenn man bedenkt, daß Wasser kosmologisch und ökonomisch für das Fischer- und Händlervolk damals noch von größerer Bedeutung war als Land. Diese Gewichtsverteilung änderte sich stetig mit der im dritten Kapitel umfassend gewürdigten Urbanisierung in der Zeit bis zur Weltwirtschaftskrise, die allerdings auch mit einer Ausweitung der landwirtschaftlichen Produktion, insbesondere der Kakaoproduktion, durch Douala-Unternehmer im Moungo-

Gebiet einherging. Nun entwickelten sich in der Stadt aber bereits heftige Konflikte um Land, die häufig im Zusammenhang mit Enteignungen und Entschädigungen standen. Die Entwicklungen bis zum Ende des zweiten Weltkriegs werden in einem knapperen vierten Kapitel aufgezeigt. Im Zeichen einer Routinisierung der Beziehungen zwischen Kolonialmacht und Stadtbevölkerung verzichteten beide Seiten auf spektakuläre Konfrontationen: Gerade in dieser Phase vollzog sich aber die Hinwendung der Douala-Elite zu einer städtisch geprägten Kultur; der städtische Grundbesitz gewann an Wert und Auseinandersetzungen um Land prägten vor allem die Beziehungen innerhalb der Douala-Gesellschaft, innerhalb von Familien und Clans. Der Zugang zu Land wurde gleichzeitig als Kriterium sozialer Stratifikation immer wichtiger. Die relative Bedeutung Doualas als Zentrum des politischen Widerstands in der Dekolonisationsphase und ungekannte Herausforderungen städtischer Neuordnung (massenhafte Zuwanderung, „New Bell“) rücken deren landrechtlichen Folgen bis zur Unabhängigkeit in einem fünften Kapitel wieder stark in den Vordergrund.

Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen *Eckerts* zum städtischen Grundstücksmarkt und der relativen Bedeutung desselben für „die“ Douala. Der Verfasser kommt auf der Basis seiner Informationen zum Schluß, daß vor der Weltwirtschaftskrise kaum ein einziger Douala wirklich allein von Grundstücksgeschäften als Rentier lebte. Mit dem Niedergang des Kakaoarktes und grassierendem Arbeitskräftemangel wurden die cash crop-Plantagen im Laufe der 1930er Jahre immer unwichtiger, allerdings in einem sehr viel langsameren Prozeß als bisher angenommen. Investitionen in städtischen Grundbesitz und die Tätigkeit in

„white collar“-Berufen gewannen an Bedeutung.

Natürlich bleiben auch einige Wünsche offen: Nur implizit oder in Andeutungen werden so etwa neuere und neueste Entwicklungen und hier besonders die Ethnisierung des gesamten öffentlichen Lebens seit der Unabhängigkeit angesprochen, deren Wurzeln in den 1930er Jahren allerdings gut verdeutlicht werden. Gerne hätte man die Linien der Kontinuität durchgezogen gesehen, ihre Brüche aufgezeigt bekommen. Insbesondere der Aspekt der „invention of tradition“ einer gemeinsamen „Sawa“-Identität der Küstenethnien unter Anleitung von regimenehnen Douala-Notabeln verdiente hier Aufmerksamkeit, zumal die gleichen Kreise in früheren Generationen Rechte der Bassa oder Bakoko-Zuwanderer bestritten hatten. Welches Maß an „social engineering“ hierzu notwendig ist, welche Akteure daran beteiligt sind und welcher Stellenwert Land, Wasser, Ahnen oder der neotraditionalistischen Vereinigung „Ngonde“ dabei zugemessen werden, ließe sich erst in historischer Perspektive gewinnbringend analysieren. Die Konfrontation hergebrachter landrechtlicher Vorstellungen bei Zuwanderern und Douala ist eine weitere Facette des spätkolonialen Landkonflikts, der gegenüber den sozialen Fragen in der „ville cruelle“ (Mongolo Bèti) zu wenig Raum gegeben wird. Der geringe Anteil der Immatrikulation von Grundbesitz durch Nicht-Douala (nämlich gerade neun Prozent) wird konstatiert, aber kaum, warum diese eben nicht – wie die Douala – eine „verstärkte Hinwendung zu europäisch definierten Grundbesitzformen“ vollzogen. Dies hätte aber womöglich den Rahmen der Arbeit gesprengt.

Ähnliche Studien zu anderen ländlichen und vor allem städtischen Gebie-

ten wären daher sehr erwünscht. Eine vergleichbare Studie zur Hauptstadt Yaoundé, wo die Auseinandersetzungen zwischen autochthonen und allochthonen Bevölkerungsteilen heute als noch problematischer gelten müssen, wäre als erstes einzuklagen. Die gesetzten Standards sind bereits hoch: Eckert hat für seine Arbeit eine Fülle bisher noch nicht genutzter Quellen, vornehmlich aus diversen Archiven Kameruns, herangezogen und verarbeitet, damit auch wertvolles Material der Nachwelt gesichert. Dem vorhandenen Wissensstand zum vorkolonialen und kolonialen Douala werden nicht nur wichtige inhaltliche Ergänzungen, sondern auch aktualisierte und lesenswerte Interpretationen beifügt.

Andreas Mehler

**Paul J. Magnarella (Hrsg.), Middle East and North Africa: Governance, Democratization, Human Rights, Ashgate, Aldershot 1999, 254 S.**

Ein Buch zur richtigen Zeit, mag man denken, wenn man *Paul Magnarellas* Sammelband zu Herrschaft, Demokratisierung und Menschenrechten in der arabischen Welt entdeckt. Zehn Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges wäre es interessant, ein Resümee der Demokratisierungsbestrebungen in der arabischen Welt und eine Zusammenfassung der sie begleitenden wissenschaftlichen Debatten zu lesen. Schließlich haben sich die Länder entgegen allen Unkenrufen einer islamischen Dominotheorie nach dem Sturz des Schahs ganz unterschiedlich entwickelt. Der vor kurzem verstorbene marokkanische König hatte sich seit Mitte der achtziger Jahre den internationalen Menschenrechtsstandards gebeugt und zaghaft Partizipationskanäle

geöffnet. In Algerien herrscht heute Bürgerkrieg. Die tunesische Regierung liberalisiert erfolgreich die Wirtschaft, während jegliches gesellschaftspolitische Engagement im Keim erstickt wird. Ägypten befindet sich in einer Deliberalisierungsphase. Die Konturen des neuen palästinensischen Staatswesens zeichnen einen autoritären Überwachungsstaat.

*Paul J. Magnarella* hat eine Reihe von Autoren versammelt, die Länderstudien zu diesem Thema bieten (für Irak, Syrien, Ägypten, Golfstaaten, Türkei, Israel, Westbank/Gaza, Maghreb). Ausgangspunkt des Hrsg. ist die auch in anderen wissenschaftlichen Publikationen zu Demokratisierung in der arabischen Welt gestellte Frage, wieso es in der Region fast nur autoritäre Regime gibt. 'Good governance' und Demokratisierung gehören zwar inzwischen zum Vokabular eines jeden arabischen Politikers, haben jedoch kaum eine praktische Bedeutung. So wird in Kapitel Zwei des vorliegenden Sammelbands zunächst allgemein untersucht, ob der Islam, als ein fundamentales, gemeinsames Charakteristikum dieser Länder, ein Hindernis für 'good governance' und Demokratisierung sei. *Manochehr Dorraj* stellt in diesem Beitrag den hohen Anspruch, den Stand der Diskussion über die Kompatibilität zwischen Islam und Demokratie zusammenzufassen. Diesem Anspruch kann der Autor jedoch nicht gerecht werden. Natürlich kommt er zu der Schlußfolgerung, „der“ Islam sei nicht unbedingt ein Hindernis für Demokratisierung. Und auch seine weitergehenden Erkenntnisse sind eher von allgemein bekannter Art: Der Islam erkenne Judentum und Christentum als Buchreligionen an. In muslimischen Ländern habe die jüdische Bevölkerung nie einen Genozid erlebt.